

Klaus Plüg

Sein letztes Gebet

Roman



Klaus Plüg

Sein letztes Gebet

Roman

Leseprobe

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Klaus Plüg

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2454-0

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2451-7

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2452-4

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2453-1

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



Prolog

Selbst Henry, der ewig mies gelaunte Querulant, könnte mit seinem bisherigen Leben ganz zufrieden sein, nur - einer wie er, wollte und konnte nicht zufrieden sein.

Dann kam noch der, seiner Meinung nach, vollkommen überflüssige Ortswechsel hinzu. Was seine Frau Andrea natürlich anders sah.

„Henry, wenn wir mit dem Geld auskommen wollen, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns von den noblen Herrschaften zu verabschieden.“ Mit einem nachsichtigen Lächeln fuhr sie fort: „Dann heißen deine Nachbarn eben nicht mehr „Von und zu“, sondern „Hassan und Fatima“. Als wäre der Umzug an sich nicht schon schlimm genug, musste sie ihn auch noch mit seiner grundsätzlichen Abneigung gegen Ausländer hochnehmen. Und das jagte ihn immer wieder auf die eine oder andere Palme.

Im Süden einer, von der Politik schon viel zu lange vernachlässigten deutschen Großstadt, musste Henry nun mit den Ungeliebten Tür an Tür wohnen.

Unter denkbar ungünstigen Vorzeichen bahnte sich eine Verbindung an, die kein harmonisches Verhältnis erwarten ließ.

Obwohl schon seit Jahren vom Kokain abhängig, hatte sich Nadine ihre bezaubernde Attraktivität bewahrt. Als sie eines Tages Robert begegnet, einem jungen Mann, der als ebenso gewissenhaft wie scheu galt, schien ihre Rettung vor dem sozialen Absturz zum Greifen nahe.

Auf der verzweifelten Suche nach einem Weg aus der Drogenszene, kam ihr Robert gerade recht. Sie erkennt in ihm ihre vielleicht letzte Chance, für den Weg zurück, in ein normales Leben.

Doch die Sucht hat extrem scharfe Krallen und lässt ihre Opfer so leicht nicht entkommen.

Henry I

Da konnte selbst Henry nicht meckern. Wann gab es das letzte Mal so schönes Wetter? Ein strahlend blauer Himmel und behagliche Wärme kündigten endlich wieder einen verheißungsvollen Tag an. Zumindest in den letzten Wochen, wenn nicht sogar Monaten, war es ein eher seltenes Geschenk der Natur.

Auch Henry hätte dieses Ereignis gern als eine längst überfällige Geste der Wiedergutmachung, für den doch eher saumäßigen Sommer begrüßt - wären da nicht diese kleinen krakeelenden und zankenden Schreihälse gewesen.

Wie gewöhnlich war er schon zu früher Stunde missgelaunt aus dem Bett gekrochen, um sich möglichst unbemerkt dem Zugriff seiner Frau Andrea zu entziehen.

Seine Laune besserte sich ein wenig, als er das Fenster zum Hof öffnete und zum Erstau-

nen feststellte, dass sich das Wetter endlich von einer angenehmeren Seite zeigte.

Doch das gab sich schnell wieder. Er steckte den Kopf nur kurz aus dem Fenster und schlagartig verfinsterte sich seine Miene. Denn der unangenehme Lärmpegel traf präzise seine Ohren, stieg weiter an und übernahm die Herrschaft über den zuvor so idyllisch ruhigen Hinterhof. Es schien, als würde sich mit jedem Sonnenstrahl ein weiteres Kind auf dem Hof sehen und hören lassen.

Nicht dass er etwas gegen Kinder hätte – nein, ganz und gar nicht, er hat sie sogar sehr gern. Wenn sie fröhlich sind und lachen, dann liebt er sie geradezu. Nur wenn sie sich zanken und zickig werden, und sich im Schreien gegenseitig übertreffen, ja dann, dann schlägt seine Liebe schnell um, in Unverständnis und Abneigung. Aber am heutigen Morgen trafen seine Befürchtungen noch früher und intensiver ein, als er befürchtet hatte.

Der grüne, Lichtdurchflutete Hinterhof, den Henry mit einem guten Buch auf dem Bauch,

in aller Ruhe genießen wollte, entpuppte sich ausgerechnet bei Sonnenschein, als ein fieser Störfaktor.

Nach kurzem Freudentanz brachen zwischen den Kindern die üblichen Zankereien aus. Sie schienen plötzlich an nichts mehr Freude zu haben; sie zankten und plärrten in einer Tour; sie schlugen und traten sich, als hätten sie untereinander einen Überlebenskampf auszutragen. Und jedem Geheul, ob vor Wut, Schmerz oder Übermut, folgte immer wieder ein unerträglicher, in die Länge gezogener, schneidender Schrei: Aaaaanee - Aaaaanee! Und immer wieder, ertönte mit neuer Kraft die hinaus geschriene Forderung, Anne sollte sich endlich zeigen. Das Gekeife war nicht mehr auszuhalten.

Henry war inzwischen außer sich vor Wut. Es kochte und brodelte in ihm. Zu lange hatte er diese Schreie schon zu ignorieren versucht. Wie sich allerdings heute Morgen wieder zeigte, ohne den geringsten Erfolg. Inzwi-

schen war er schon so in Rage, dass er kaum noch kontrolliert atmen konnte.

Anne, Anne, Anne - immer wieder Anne.

Mittlerweile hatten sie sich mit ihrem Gekeife gegenseitig auf Orkanstärke hochgepuscht.

Wenn es auch vereinzelt Menschen geben wird, die robust genug sind, um solch unaufhörliches, eintöniges Krakeelen schadlos überstehen zu können, so gehörte Henry gewiss nicht dazu. Und was sollte eigentlich dieses dämliche Anne-Geschrei?

Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass diese Frauenzimmer, nach denen die Gören offensichtlich riefen, tatsächlich alle auf denselben Namen getauft waren. Ausgerechnet Anne. Wer, um alles in der Welt, heißt denn heute noch Anne?

Na ja - wenn sie wenigstens darauf hören würden und sich kümmern, dann wären die Kinder wahrscheinlich wieder leichter zu ertragen.

Henry hatte in seinem Leben schon eine Menge aushalten müssen, aber was hier vor

sich ging, passte in keine Kategorie seiner zahlreichen Leidenswege.

„Lange halte ich das nicht mehr aus. Wenn sich diese Gören weiter so hysterisch aufführen, werde ich noch wahnsinnig. Irgendwann muss doch eins dieser Weiber ein Einsehen haben und auf das Geschrei der kleinen Bies-ter reagieren. Dann würde hier zur Abwechslung wieder Ruhe einkehren und ich könnte den Tag vielleicht doch noch so genießen, wie es mir zusteht“.

Stattdessen baute sich das Geschrei jedoch noch weiter auf, und reifte in Henrys äußerst empfindlichen Gehörgängen zu einem unerträglich quälenden Schmerz heran.

Henry, der für einen Choleriker erstaunlich sensibel war, verfluchte inzwischen jede verfluchte Anne auf dem gesamten, verfluchten Planeten. Er steigerte sich in eine Verzweiflung, die ihm langsam die Kontrolle zu entziehen drohte. Genau betrachtet, machte er den Kindern gar keinen Vorwurf, schließlich

haben sie doch Eltern, die für ihre kleinen Lieblinge ein offenes Ohr haben sollten.

Weil sich nicht eines dieser Weibsbilder um die Kinder kümmerte, musste Henry sich nun den so lange herbeigesehnten, schönen Sommertag, durch dieses Nerv tötende Gebrüll vermiesen lassen.

„Der Name Anne scheint in dieser Gegend wohl ein Synonym für Taubheit zu sein. Denn sonst würde sich doch wenigstens eines dieser Weiber sehen lassen und sich endlich um die Probleme dieser kleinen Gören kümmern“, murmelte er verstört vor sich hin und glaubte schon nervöse Pickel zu bekommen.

Mittlerweile war Henry an jenem Punkt angelangt, der ihm keine andere Wahl mehr ließ, als selbst aktiv einzugreifen. Schon um seine Gesundheit nicht zu gefährden, wurde es höchste Zeit das Heft in die Hand zu nehmen. Vollkommen entnervt, aber dennoch wild entschlossen, riss er vehement das Fenster auf und brüllte unbeherrscht, ohne sich gezielt

einen der Schreihäse vorzuknöpfen, einfach das erstbeste Kind an:

„Verdammt noch mal, wenn ihr etwas von Anne wollt, dann geht doch endlich hin zu ihr, anstatt hier so rumzuschreien!“

Ein kleines Mädchen, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, war rein zufällig sein Opfer geworden, weil es dummerweise ausgerechnet jetzt, direkt unter seinem Fenster stand.

Die Unglückliche war wie vom Blitz getroffen und starrte verängstigt zu ihm hinauf.

Als er sah, wie die Kleine total erschrocken, am ganzen Leib zitternd vor ihm stand, beschlich selbst dem hartgesottenen Henry sofort schwere Schuldgefühle.

Sein Mitgefühl für das Mädchen milderte zwar nicht die Wut in ihm, lenkte sie nun aber wieder gegen all jene, die auf den kuriosen Namen Anne getauft worden waren, sich aber dennoch stur weigerten, auf die Rufe der Kinder zu reagieren.

Er suchte verzweifelt nach den richtigen Worten, um das kleine Häufchen Elend zu

trösten, musste aber schnell einsehen, dass er dazu keine Gelegenheit mehr bekam. Denn das, was die Kinder mit ihrem stundenlangen Gebrüll nicht erreicht hatten, war Henry mit einem einzigen Wutausbruch gelungen.

Anne hatte reagiert.

Zu seinem Unglück musste er feststellen, dass Anne auf seinen kurzen, aber selbst für Henrys Verhältnisse, durchaus heftigen Anfall, auf der Bildfläche erschienen war. Und zwar schneller als er es sich wünschte.

Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich eine schwarz verschleierte Gestalt vor seinem Fenster auf, und stellte sich keifend zwischen Henry und das kleine zitternde Mädchen.

„So ein Mist“, dachte Henry in einem Anfall von Panik, „Wenn das die Mutter der Kleinen ist, werde ich hier bis ans Ende meiner Tage nichts mehr zu lachen haben.“

Nicht genug damit, dass die vermeintliche Mutter des Mädchens über den konsternierten Henry herfiel, zu allem Überfluss mobilisierte sie mit ihrem Gekeife auch noch weitere Frau-

en. Sie alle verbündeten sich in Windeseile unter seinem Fenster zu einer wild schimpfenden Horde.

Zwar war nicht jede von ihnen von Kopf bis Fuß vermummt, doch trugen sie mindestens ein Kopftuch in so üppigen Ausmaßen, das es für eine Toptalverschleierung gereicht hätte. Einig waren sie sich im schmutzig blauen Farbton, welches immerhin noch den größten Teil ihrer vor Zorn verzerrten Gesichter verschwinden ließ.

Wenigstens das, tröstet ein wenig über die furchtbaren Klamotten hinweg", befand Henry, obwohl ihm eine eng anliegende Strumpfhose, wie sie jetzt unübersehbar gerade in Mode waren, wesentlich lieber gewesen wäre.

Henry verstand die Welt nicht mehr. Offensichtlich hießen tatsächlich alle Frauen Anne, denn jedes der Kinder rannte mit einem schrillen, ätzenden Anne-Geschrei auf eine der Frauen zu und schlang seine Arme um die, bis über die Schuhe in schwarzes Tuch gehüllten Beine.

Die schwarzen Gespenstern gleichenden Erscheinungen, hatten nun jede, mindestens ein Kind an ihren finsternen Gewändern hängen und begannen nahezu gleichzeitig mit einem ohrenbetäubenden Geschrei. Es hätte schon weit weniger genügt, um Henry in Panik zu versetzen. Als wäre ihr wirres Geschrei nicht schon beunruhigend genug, fuhrwerkten sie auch noch wild drohend mit den Armen in der Luft herum.

Trotz seiner Verzweiflung hätte Henry ihnen gern die Situation erklärt und sie um ein wenig Verständnis gebeten. Dann wurde ihm jedoch schnell klar, dass weder die Frauen ihn, noch er die Frauen verstehen würde. Seine kläglichen Versuche zu ihnen durch zu dringen, schienen die Furien noch anzustacheln. Jedes seiner Worte löste ein Ohren betäubendes Echo aus.

In der festen Überzeugung, jedem weiteren Ärger dadurch aus dem Wege zu gehen, gab er dem ersten Impuls nach und schloss mit lautem Knall das Fenster.

„Das ist doch unglaublich. Ich bin hier geboren, hier ist meine Heimat, und dann verstehen mich meine Nachbarn nicht mehr. Nicht ein Weib aus dieser Horde wildgewordener Drachen kann mich verstehen.“ Henry war fassungslos.

„Natürlich sind die nicht von hier. Das ist ja nicht zu übersehen, aber die sind doch nicht alle nur auf einen Besuch vorbeigekommen.“

Für Henry war ganz klar ersichtlich, dass sie alle schon seit Längerem hier sind, dass sie hier wohnen und leben.

„Wenn die hier fremd wären, würden sie sich bestimmt nicht so aggressiv aufführen. Denn dazu muss man sich schon sehr sicher, wenn nicht sogar überlegen fühlen.“

Henry war mit seiner Frau Andrea selbst viele Jahre im Ausland gewesen. Beide hielten es dort nicht nur für selbstverständlich, sondern sogar für lebensnotwendig, schnellstens die Landessprache zu lernen. Wer in einem fremden Land von den dort lebenden Menschen akzeptiert und geachtet werden will, muss

sich natürlich zunächst einmal mit ihnen verständigen können.

Nun ist er, nach all den Jahren wieder in seiner Heimat und kann sich plötzlich nicht mehr mit seinen Nachbarn unterhalten. Schon gar nicht in einem gesitteten und manierlichen Umgangston. Da ist es doch kein Wunder, dass ihm die ganze Situation, in atemberaubendem Tempo über den Kopf gewachsen war.

Er wollte noch einen zaghaften Versuch starten, sich ihnen zu erklären und öffnete das Fenster wieder einen Spalt breit, was er sofort bereute.

Die keifenden Weiber steigerten ihre Wut sofort zu einer Perfektion, der Henry nichts, aber auch rein gar nichts, entgegenzusetzen hatte. Ihm blieb also tatsächlich nichts anderes übrig, als möglichst schnell das Fenster wieder zu schließen und sich somit aus der Gefahrenzone zu bringen. Gewissermaßen aus reinem Selbsterhaltungstrieb. Diesen Schrecken musste er erst einmal verarbeiten. Bei

dem vielstimmigen Gekeife, welches seine Ohren immer noch malträtierte, war das natürlich nicht so ohne weiteres möglich. Also beschloss er, nachdem er die Schotten erst einmal dicht gemacht hatte, sich langsam wieder zu beruhigen.

Gleich neben dem geschlossenen Fenster lehnte er sich eingeschüchtert mit dem Rücken gegen die Wand, sackte langsam daran hinab und endete als hilfloses, menschliches Knäuel am Boden. Außer Sichtweite der Frauen hockte er dort zusammengekauert unter dem Fenster und kämpfte mutlos darum, seine Gedanken wieder geordnet unter Kontrolle zu bekommen.

„Was ist denn bloß da draußen los?“ fragte er sich hilflos. Deprimiert suchte er nach einer vernünftigen Erklärung für das, was sich da vor seinem Fenster abspielte.

„Natürlich kommen die aus islamischen Ländern“ schloss er messerscharf. „Seit es Haarspray gibt, trägt hier keine Frau mehr dieses überflüssige Tuch um den Kopf. Denn

damals wollten sie nur ihre Frisur schonen – nicht um ihre Haarpracht, auf die jede normale Frau stolz sein sollte, vor anderen zu verstecken. Ganz im Gegenteil – jeder sollte sehen, dass sie beim Friseur war. Aber ganz besonders gefährdet war die Frisur natürlich draußen, bei Wind und Wetter. Auf alten Fotos sieht man Trümmerfrauen die sich mit Kopftüchern gegen Staub und Dreck schützten.

Henry hielt sich selbst zwar für ausgesprochen tolerant, doch was ihm hier geboten wurde, übertraf bei Weitem alles, was seiner Meinung nach, zur Entfaltung der persönlichen Freiheit gehörte.

„Was soll ich denn verbochen haben? Ich hab doch nichts anderes mit ihren Kindern getan, als das, was diese Kampfheunen jetzt mit mir machen. Mir ist doch nur etwas, vielleicht ein bisschen zu heftig, rausgerutscht und dafür wollen die mich nun am liebsten gleich umbringen. Was für einen Grund haben die Weiber denn, so aggressiv zu sein?

Wieso glauben die hier so ein Geschrei veranstalten zu dürfen, wenn ich mich nicht einmal gegen deren Kinder zur Wehr setzen darf? Ich bin laut geworden, richtig, aber doch nur weil ich meine Ruhe brauche. Ich hab doch schließlich auch ein Recht auf Ruhe. Wo steht denn geschrieben, ich müsste mir von Kindern alles gefallen lassen? Nein, das muss ich nicht – ich darf mich dagegen wehren.“

Die wild keifende Horde vor seinem Fenster, rief Erinnerungen an die bizarre Beerdigung des Ayatollah Khomeini in ihm wach. Damals führten sich die Klageweiber, die den Obermufti zu Grabe tragen wollten, dermaßen hysterisch auf, dass der Verstorbene, mitsamt seinem Sarg, zu Boden gerissen wurde.

„Was hier auf dem Hof noch fehlt, ist lediglich die Beerdigung. Im Verhalten dieser Furien sehe ich kaum einen Unterschied, zum damaligen Spektakel im Iran.“

Henry brachte momentan nicht einmal den Mut auf, sich zu erheben, um seinen halbwegs sicheren Platz unter dem Fenster zu verlassen.

Obwohl er nichts lieber täte, als aus dem scharfen, schneidenden Lamento der unverständlichen Beschimpfungen, schnellstens zu entkommen. Als er den Kopf hob, um vorsichtig über die Fensterbank zu spähen, sah er mit Entsetzen ihre wild gestikulierenden Hände und tauchte sofort wieder ab. In dem kurzen Moment war ihm jedoch nicht entgangen, dass einige, relativ ruhig im Hintergrund stehende Frauen, zu all den schwarzen Klamotten auch noch schwarze Handschuhe trugen.

„Das ist ja hochgradig abartig“, flüsterte er glasig ins Leere blickend.

„Die tragen doch keine Handschuhe, weil sie so modebewusst sind, das kann man doch nur mit religiösem Wahn erklären. Ich vermute, ihre Männer sind so streng gläubig, dass sie jedes sichtbare Fleckchen Haut, als hemmungslose Schamlosigkeit verurteilen, die dann mit irgendeiner göttlichen Strafe belegt werden könnte.“

Henry konnte wegen der ziemlich lautstarken Feindseligkeiten, die weiter ungehindert

seine Ohren folterten, keinem zusammenhängenden Gedanken mehr nachgehen.

„Kann ja auch sein, dass es gar nichts mit ihrem angeblich alles verzeihenden Gott zu tun hat. Vielleicht gibt es ja auch nur den einen Grund: Ihr Mann will es so und nicht anders.“

Er versuchte sich von dem Getöse vor seinem Fenster nicht weiter beeinflussen zu lassen, doch unter diesen Umständen fiel es ihm verdammt schwer.

Was muss im Kopf eines Mannes vor sich gehen, der befürchtet, andere Männer hätten nichts Besseres zu tun, als seine Frau zu bespringen, nur weil sie ihre Haare oder die nackte Haut ihrer Hände zeigt? Was mag dieses vollkommen überzogene Misstrauen gegen die eigene Frau und fremde Männer ausgelöst haben?

„Ich sehe nur die eine Möglichkeit“, dachte Henry, „Sie reflektieren ihre eigene verkorkste Moral auf andere. Versetzt die Herren der Schöpfung denn wirklich schon das kleinste Fleckchen nackter Haut in zügellose Ekstase,

die ihnen dann jede Kontrolle über ihren Sexualtrieb entzieht? Und wenn sie wirklich so triebgesteuert sind, glauben sie natürlich, dass alle anderen Männer ebenso veranlagt sind, und bringen ihren Frauen, oder wohl eher sich selbst, ein Mindestmaß an Sicherheit, indem sie ihre Angetraute, für jeden anderen Mann, praktisch unsichtbar machen.

„Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, dass diese Männer wirklich versuchen, ihren Trieb zu kontrollieren. Sie sind keine mitleiderregenden Opfer ihrer übernatürlich stark ausgeprägten Männlichkeit, denn sonst würde sie nichts davon abhalten, rücksichtslos über jede westlich gekleidete Frau herzufallen; denn die gehen wahrlich nicht in Sack und Asche um ihre Reize zu verbergen.“

Henry hielt seine Kenntnisse über den Islam für absolut ausreichend und glaubte, sein Urteil über die islamische Religion würde auf unerschütterlich sicheren Füßen stehen. Obwohl sich sein Wissen tatsächlich aber in durchaus übersichtlichen Grenzen bewegte.

„Sollte es tatsächlich so sein, dass sie nicht den geringsten Respekt vor den, ihrem Verständnis nach, Ungläubigen haben, warum können unsere Frauen dann trotzdem, zumindest überwiegend, von ihnen unbehelligt durch die Straßen gehen? Müssten nicht an jeder Straßenecke und in jedem Hausflur, vor Geilheit geifernde Männer lauern, um lechzend über die, nach ihrer Auffassung, unsittlich gekleideten Frauen herzufallen? Schließlich lustwandelt eine moderne junge Frau nicht nur halb nackt, sondern, was vielleicht in ihren Augen noch verwerflicher ist, mit unanständig entblößter Haarpracht, unzüchtig vor ihren triebgesteuerten Blicken umher“.

Henry kramte automatisch einige Bilder aus seiner Erinnerung hervor, was seinen objektiven Blick ein wenig verklärte.

„Appetitlich ist das schon. Na ja, nicht immer, aber zumindest in den meisten Fällen. Doch welcher normale Mann möchte das schon wegen einiger geschmackloser Auftritte komplett verbieten?“

Ich frag mich wie es wohl bei ihnen Zuhause abläuft? Wenn sie unter sich sind und unbeobachtet von der Außenwelt, tun und machen können, was sie wollen?

Trägt sie dann auch ihre absolut unerotische Kleidung und das dazu gehörige Kopftuch, so wie wir sie von der Straße her kennen? Dann müsste sie Daheim für ihn ebenso unsichtbar sein, wie für uns. Und das würde bedeuten, sein Trieb bleibt auch dort ausgeschaltet.

Wenn er aber einen kleinen Mohammed zeugen will, nimmt er ihr die Kopfbedeckung ab und kommt durch den liederlichen Anblick ihres unbedeckten Haares so richtig in Fahrt.

Oder ist es doch eher so, dass sie es sich selbst vom Kopf nimmt, wenn sie Lust hat? Ich kann mir nicht vorstellen, wie beim Anblick dieser Kopftücher, die nicht nur überflüssig, sondern meistens auch noch in finsternen, deprimierenden Farben gehalten sind, überhaupt noch Lust aufkommen kann?“

Henry konnte sich keinen Reim auf diese Lebensweise machen, verspürte aber auch nicht

die geringste Lust, sich die Frauen ohne irgendeines ihrer Kleidungsstücke vorzustellen.

„Vor mir brauchen die absolut keine Angst zu haben, meinetwegen brauchen sie sich nicht einmal unter ihren Klamotten zu verstecken. Mir würde schon vollkommen genügen, wenn mich diese Kampfhehnen einfach nur in Ruhe ließen.“

Mit fest geschlossenen Augen versuchte er, durch leichtes Kopfschütteln, die erschreckenden Bilder der Frauen wieder loszuwerden. Was jedoch keinen Erfolg haben konnte, solange er sie noch vor seinem Fenster keifen hörte.

„Ist mir doch egal“, dachte er, „Mit ihren häuslichen Regeln müssen sie schon selbst klarkommen. Nach ihrem selbstbewussten, hemmungslosen Auftreten zu urteilen, fühlen sich diese Xanthippen jedenfalls bei uns Zuhause. Aber warum sprechen sie, wenn sie hier schon bei und mit uns leben wollen, nicht auch unsere Sprache? Sie können doch nicht bis in alle Ewigkeit nur unter sich bleiben. Sie

müssen Einkaufen, zum Arzt oder zur Bank gehen. Und vor allen Dingen sollten sie lernen ihren deutschen Nachbarn in einer Sprache zu beschimpfen, die er auch versteht“.

Während seiner Überlegungen wurde es draußen vor seinem Fenster, wider Erwarten, endlich ein wenig ruhiger.

„Wenn ich davon ausgehe, dass deren Ehemänner hier zur Arbeit gehen“ dachte Henry, „Müssen doch wenigstens die, unsere Sprache sprechen. Von irgendetwas müssen sie ja leben. Und letzten Endes können sie ja nicht alle erst gestern hier angekommen sein“.

Henry und seine Frau hatten im Ausland nie Probleme. In jedem Land in dem sie Urlaub machten, konnten sie sich mit den Menschen verständigen, und zwar in deren Landessprache.

„Andrea, das gehört sich einfach so“ hatte er seiner in solchen Dingen oft widerspenstigen Frau damals gesagt.

Henry vertrat die Meinung, man müsste sich wenigstens die im Alltag gebräuchlichen Wor-

te schon Zuhause, noch vor Antritt der Reise einprägen. Selbst im Urlaubsort befasst man sich dann noch täglich mit der fremden Sprache, und spürt dafür die Dankbarkeit der Menschen, als würden sie beschenkt. Wenn es besonders gut läuft, kann man sich mit den Einheimischen sogar ein wenig gedanklich austauschen. Nur so kommt auf beiden Seiten Freude und Verständnis für einander auf. Von denen, die nach Deutschland kommen, um hier zu leben und zu arbeiten, sieht aber anscheinend kaum jemand die Notwendigkeit, sich mit uns zu unterhalten, obwohl sie hier leben wollen.

In der Türkei wurde den Kurden ihre Muttersprache verboten. Sollten wir dann in unserem Land von den Zuwanderern nicht wenigstens erwarten dürfen, dass sie nach und nach unsere Sprache erlernen? Es muss ja nicht gleich perfekt sein. Aber nein, stattdessen verlangen sie dass wir uns integrieren.“

Henry grummelte noch eine Weile vor sich hin, bis er bemerkte, dass sich die Frauen auf

dem Hof langsam zu beruhigen schienen. Vereinzelt hörte er nur noch die Eine oder Andere vor sich hin schimpfen.

Er fühlte sich ein wenig an Vögel erinnert, die zur Brutzeit um jeden Preis ihren Nachwuchs verteidigen wollten. Kam jemand ihrem Nest näher als ihnen lieb war, stimmten sie in angriffslustigen Tiefflügen eine schrille, drohende Schimpferei an, die erst wieder nachließ, wenn sich die Bedrohung weit genug von ihrer Brut entfernt hatte.

Auch in seiner Situation war der schnelle Rückzug das einzig Sinnvolle, was ihm im Augenblick dazu einfiel. Er musste erst mal aus der Schusslinie verschwinden, dann würden sie ihn schon bald wieder vergessen haben.

Seit Henry bereits im zarten Alter von neununddreißig Jahren, großzügig von Vater Staat in den vorzeitigen Ruhestand versetzt wurde, hätte er eigentlich ein ruhiges Leben führen können.

In Zeiten gut gefüllter Renten- und Pensionskassen schickte der Staat, ziemlich leichtfertig und kurzsichtig, etliche Arbeitnehmer, vorzugsweise aber die allseits beliebten Staatsdiener, schon beim kleinsten körperlichen oder auch psychischen Knacks, frühzeitig in den Ruhestand.

Henry sah damals keine Veranlassung, sich mit allen Kräften gegen die Entscheidung seiner Vorgesetzten zur Wehr zu setzen, obwohl er sonst doch nur allzu gern, bei jeder Gelegenheit gegen alles anging.

Da der Umgang mit seinen Kollegen von Tag zu Tag schwieriger wurde, nicht nur für ihn, auch für seine Kollegen, belastete er das Betriebsklima dermaßen, dass er mit der Zeit zum Problem für den gesamten Arbeitsablauf wurde.

Nach all den Jahren des Kleinkrieges, konnte er schon keine minimale Unhöflichkeit mehr ertragen. Der mittlerweile jedoch ziemlich rüde Umgangston hatte deshalb immer häufiger einen Arztbesuch mit anschließender

Krankmeldung zur Folge. Selbst wenn mehrere Menschen gleichzeitig redeten, wurde für Henry schon ein echtes Problem daraus. Bei der kleinsten Belastung breitete sich langsam eine höllisch unangenehme Migräne über seinem Schädel aus, was jedes Mal zur Folge hatte, dass er zu absolut nichts mehr zu gebrauchen war.

Außerdem hatte er, als bockbeiniger, sturer Gerechtigkeitsfanatiker, im Gegensatz zu den meisten anderen Mitarbeitern, schon immer große Probleme, sich der allgemein üblichen Hackordnung in den Betrieben anzupassen, oder gar zu unterwerfen.

Recht muss, um jeden Preis, Recht bleiben, das war sein unumstößliches Gesetz; daran durfte niemand rütteln.

Für Henry gab es keine Farbnuancen, keine feinen Zwischentöne. Für ihn war alles ausschließlich Schwarz oder Weiß, Gut oder Böse. Und genau deshalb wurde der Umgang mit ihm, für seine sonst so entspannten Mitarbeiter, zur unüberwindlichen Barriere. Sie kleb-

ten immer öfter in kleinen Gruppen beieinander, zerrissen sich die Mäuler, tuschelten bei jeder Gelegenheit, um endlich zu einem Resultat zu kommen: so ging es nicht weiter, er musste weg.

Also bekam der starrköpfige, sture Bock, mit dem man nicht reden konnte, eine Abfindung und der Frieden war wieder hergestellt.

Jedoch nicht für Henry; Henry kannte keinen Frieden. Er kannte nur seine Meinung und die ließ keinen Frieden zu. Besonders extrem reagierte Henry auf Lärm, oder genauer gesagt, auf das, was er als Lärm empfand. Wobei nicht unbedingt die Lautstärke entscheidend war, viel wichtiger war, dass jedes Geräusch in seiner näheren Umgebung, ein gewisses Mindestmaß an Harmonie mit seinem Innenleben einging. War das nicht der Fall, wurde für ihn jeder noch so harmlose Ton, zwangsläufig zu einer schier unerträglichen Marter, die früher oder später, seinen Schädel zu sprengen drohte.

Im Laufe der Zeit steigerten sich seine Wutausbrüche und führten immer öfter zu geistigen und körperlichen Ausfällen, die schließlich dazu führten, dass niemand, wirklich niemand mehr etwas mit ihm anfangen konnte.

Inzwischen, so heißt es, haben sich die ehemaligen Kollegen und auch die Vorgesetzten langsam wieder von ihm erholt. Und selbst Henry ging es seither um einiges besser. Zum großen Teil lag es wohl daran, dass er jetzt jedem Ärger hätte aus dem Wege gehen können, wenn er denn nur gewollt hätte. Immerhin fühlte er sich bis vor wenigen Minuten, als eigener Herr seines Zornes.

„Natürlich ist Andrea wieder Schuld an diesem Misst“, schimpfte Henry einmal mehr auf seine Frau, „Schließlich war sie es, die unbedingt in diese Wohnung umziehen wollte. Und wer ist natürlich wieder nicht hier wenn es brenzlich wird?“

Da sein Einkommen durch die Frührente um einiges geschmälert wurde und die Abfin-

dung nicht ewig halten würde, ließ er sich, nach langem Gezeter, dann doch von seiner Frau davon überzeugen, dass es besser wäre, sich eine preiswertere Wohnung zu suchen.

Natürlich hätten sie gleich misstrauisch werden müssen, als ihnen mehrere Wohnungen gleichzeitig zur Auswahl angeboten wurden. In einer guten, oder wenigstens normalen Wohngegend, die einer solchen Bezeichnung gerecht wird, ist so etwas kaum zu erwarten.

Die Wohnung gefiel ihnen ja auch recht gut, was man von der Umgebung schon weniger sagen konnte. Es gab zwar sehr viel Grün in diesem Viertel, aber leider waren die Gebäude und Straßen, und deshalb vielleicht auch die Gesichter der Menschen, sehr düster.

„Wenn man nicht viel bezahlen kann, oder will, wie wir“, sagte Andrea nur, „Muss man eben einige Abstriche in Kauf nehmen“. Damit war die Sache für sie vom Tisch.

Für seine Frau schien schon nach den ersten Tagen festzustehen, dass er in dieser neuen Umgebung wohl nie seinen Frieden finden

würde und Freunde schon gar nicht – denn die hatte er schließlich noch nirgends gefunden. Sollten die Nachbarn hier bisher in Frieden gelebt haben, so wird es, wie sie ihren Henry kennt, damit wohl auch bald vorbei sein.

Den ersten Kontakt zu den Anwohnern hatte selbst er sich nicht so miserabel vorgestellt. Nun wohnten sie gerade seit ein paar Tagen hier und schon hatte wollten ihm diese verdammten Weiber an den Kragen.

„Erst einmal muss ich hier verschwinden, damit die mich so schnell wie möglich wieder vergessen“. Schon glaubte er den erlösenden Gedanken gefunden zu haben. „Ich benutze einfach die Haustür zur Straßenseite, dann bin ich, noch bevor die sich alle wieder beruhigt haben, längst über alle Berge.“

Damit die streitbaren Krähen vor seinem Fenster den Fluchtplan nicht durchschauen konnten, kroch er vorsichtig über den Boden in Richtung Wohnungstür. Wenn er sie in dem Glauben ließ, er würde hier weiterhin

verängstigt auf dem Fußboden hocken, würde das nur zu seiner eigenen Sicherheit beitragen. Über Maßnahmen, die sich eignen würden, ihnen diese bösen Attacken heimzuzahlen, wollte er dann später in aller Ruhe nachdenken. So billig wollte er sie jedenfalls nicht davonkommen lassen.

Im Augenblick musste er sich aber damit zufriedengeben, unbemerkt aus dem Blickfeld dieser Horde wildgewordener Weiber zu entkommen. Wenn er dann endlich irgendwo seinen geliebten Kaffee trinken und die Zeitung nach den üblichen haarsträubenden Geschichten durchstöbern konnte, würde auch er sich wieder beruhigen.

Was er dann, nachdem er durch die Haustür auf die Straße getreten war, sah, ließ ihn im ersten Moment zusammenzucken und trieb ihn beinahe zurück in die Wohnung.

Kopftücher! Wo er auch hinsah – überall Kopftücher.

Nach der ersten Schrecksekunde bemerkte er, dass es nicht etwa die streitbaren Hyänen

vom Hinterhof waren, die, die seinen Plan durchschaut hatten, und Henry nun auf der Straßenseite gebührend in Empfang nehmen wollten.

Denn, nachdem sich sein Magen wieder entspannt hatte, bemerkte er, dass ihn diese Frauen überhaupt nicht zur Kenntnis nahmen. Warum sollten sie auch? Sie wussten nicht einmal, dass er überhaupt existierte. Für sie war er Luft. Sie schauten einfach durch ihn durch. Erst jetzt begriff Henry, dass Kopftuch, nicht gleich Kopftuch ist. Wenn er die Gesichter auch nicht voneinander unterscheiden konnte, so erkannte er doch immerhin die unterschiedlich bunten Farben mit denen diese Frauen ihre Haare verbargen. Die keifenden Weiber auf dem Hinterhof dagegen, trugen ausnahmslos dunkles, farb- und schmuckloses Gewebe um den Kopf gebunden. Die Frauen und Mädchen, die er jetzt vor sich hatte, schienen ausnahmslos jünger zu sein und verhüllten ihre Haarpracht unendlich farbenfroher.

Nachdem er diese Entdeckung gemacht hatte, fühlte er sich prompt ein wenig sicherer, fragte sich aber dennoch, wo sich all diese Frauen aufgehalten hatten, als der Hausverwalter sie zum ersten Mal in die Wohnung führte.

Schlagartig fiel ihm ein, warum der Besichtigungstermin schon so früh am Morgen stattfand. Weil die, die noch einen Job haben, zu der Zeit schon außer Haus waren, während sich aber deren Frauen und Kinder noch genüsslich im Bett herum wälzten.

Und den Umzug hatten sie dann am späten Abend bewältigt, mithilfe ihrer vorherigen Nachbarn, die, vermutlich um sicher zu gehen, dass er sie wirklich und endgültig verlassen würde, gern mit anpackten. Zu so später Stunde waren, außer einigen Nachtschatten, kaum noch Gestalten auf der Straße wahrzunehmen. Zumal es auch noch in Strömen regnete.

Auch wenn die akute Gefahr, allem Anschein nach, fürs Erste gebannt zu sein schien, war

ihm noch immer ein wenig flau in der Magengegend. Das bedeutete jedoch nicht, dass Henry sich die Umgebung seiner neuen Heimat in aller Ruhe hätte ansehen können. Denn von nun an musste er sehr genau auf jeden seiner Schritte achten. Manche Mitbürger spuckten derart fleißig auf die Gehwege, das man glauben könnte, sie würden dafür bezahlt werden, und zwar mit Akkordlohn. Und zu allem Überfluss erledigten die Hunde ihr Geschäft mit dem gleichen Eifer, an gleicher Stelle, was natürlich ebenfalls ein kostenloser Service war. Wobei nicht zu übersehen war, dass nach den widerlichen Hinterlassenschaften zu urteilen, beide Gattungen sehr zahlreich vertreten waren.

Die Zweibeiner, die ein unübersehbares Problem mit der Überproduktion ihres Speichels hatten, fanden augenscheinlich, ebenso wie die Vierbeiner, kein geeigneteres Plätzchen für ihre Ausscheidungen, als ausgerechnet den Gehweg.

Mit ebenso regem, wie überflüssigem Eifer, schienen andere Fußgänger zur gleichmäßigen Verteilung der stinkenden Produkte ihren Beitrag zu leisten – oder waren sie nur Opfer ihrer geistigen Abwesenheit. Erst durch dieses Breittreten waren die sauberen, trittsicheren Flächen der Fußwege, immer kleiner und seltener geworden. Um eben diese Stellen sicher und genau treffen zu können, musste er die ganze Konzentration seinen Füßen widmen. Da kann man doch nicht einfach drauf losrennen. Sich oben die Umgebung ansehen, um unten in den Dreck zu latschen, das ist seine Sache nicht. Das überlässt er dann doch lieber den geistig Abwesenden.

Und am Abend, wenn die engen Gassen nur noch in kraftloses, aschgraues Licht getaucht sind, sollte man besser gleich im Hause bleiben. Die holprigen, mit Hundekot, Speichel und sonstigem Unrat verdreckten Fußwege, liegen in nahezu totaler Finsternis, wogegen die sorgfältig asphaltierten, ebenen Straßen erfreulich gut beleuchtet sind, obwohl doch

jedes Auto mit seinem eigenen, opulenten Licht ausgestattet ist.

„Sollte es dafür tatsächlich eine logische Erklärung geben?“ überlegte Henry, während er seinen Fuß gerade noch rechtzeitig, über eine hervorstehende Gehwegplatte hob und so ein Stolpern vermeiden konnte. „Mir verschließt sich allerdings jeder tiefere Sinn für diese einseitige Regelung.“

Obwohl im herrlich milden Sonnenlicht nahezu jeder erdenkliche Dreck vor seinen Füßen gut zu erkennen war, kam er durch seine übertriebene Vorsicht nur recht schleppend voran. Gelegentlich warf er auch noch sicherheitshalber einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass sich hinter seinem Rücken nicht doch noch Gefahr zusammenbraute. Denn mit den vermummten Gestalten vom Hinterhof, wollte er jetzt nichts mehr zu tun haben. Oder besser gesagt, weder jetzt, noch sonst irgendwann.

Wegen, wenn auch kleiner, so aber doch recht zahlreicher Hindernisse, schaffte er die

kurze Strecke bis an die Hauptstraße, nur sehr zäh fließend aber ohne wirklich erwähnenswerte Zwischenfälle.

An der Kreuzung blieb er kurz stehen, um sich zu orientieren. Er sah erst links in die Hauptstraße, um seine Erfolgsaussichten abzuschätzen. Er hoffte dort ein ordentliches Café zu finden, entschied sich dann aber doch rechts in den belebteren Teil der Straße einzubiegen.

Hier erwarteten ihn eine Vielzahl kleiner Geschäfte, Stände und Imbissbuden, die sich auf beiden Seiten der Straße aneinanderreiheten. Sie waren nur ab und zu durch einen Hauseingang unterbrochen, weshalb man sie erst bei genauerem Hinsehen voneinander unterscheiden konnte.

„Das ist hier ja wie vor fünfzig Jahren“, dachte Henry, „Hier leben sogar noch die guten, alten Tante-Emma-Läden. Da werde ich schon irgendwo einen richtige Kaffee trinken können“.

In meinen Becher Kaffee trinken, ein paar Zigaretten rauchen, sofern man da auch noch rauchen darf, und nebenbei die Zeitung lesen. Mehr wollte er doch gar nicht.

Auf den ersten Blick machte die Szene einen angenehm vertrauten Eindruck. Leider war der zweite Blick dann schon ziemlich ernüchternd. Irgendwie fügte sich die Ladenzeile in das schreckliche Bild, welches sich eben, vor gerade ein paar Minuten, unauslöschlich in sein Hirn gebrannt hatte.

Zunächst kam er an einem, vermutlich türkischen, Gemüseladen vorbei, gefolgt von einem Kiosk, dessen einziges Schaufenster mit unzähligen Zetteln zugleistet war, deren Beschriftung für Henry nur den Rückschluss auf einen ebenfalls türkischen Inhaber zuließ. Der Kiosk wurde von Männern belagert, die alle in der einen Hand eine Zigarette, in der anderen eine Bierdose hielten und dennoch wild gestikulierend aufeinander ein plapper-ten. Obwohl Henry nicht ein Wort verstand, machte ihm der Zustand der Leute unmiss-

verständlich klar, dass sie so etwas wie eine Lebensversicherung für den Inhaber waren. Er war sicher glücklich über das niedrige Einkommen seiner Kunden, als sie selbst, weil deren Geld offensichtlich für eine Kneipe nicht ausreichte.

Der bunt bestückten Auslage nach, ließ die nächste Gemüsehandlung, ebenso wie die vorherige, wieder nur unschwer dieselbe Herkunft des Betreibers erkennen. Auch dort lag die Angebotspalette aus, die hauptsächlich aus verschiedenen Melonen, roten und grünen Peperoni, Porree und vor allem Paprika in allen Größen, Farben und Formen bestand.

Anschließend wurde er von einer echten Abwechslung überrascht: es gab hier weder Grünzeug, noch Alkohol oder Zigaretten - hier wurde Fleisch angeboten.

Der Schlachtereier brachte Henry etwas mehr Aufmerksamkeit entgegen, als den anderen Läden. Er blieb sogar einen Moment stehen und ließ seinen Blick so lange über die Angebote schweifen, bis ihm plötzlich klar wurde,

dass etwas, für ihn ganz selbstverständliches, in der Auslage fehlte. Schweinefleisch. Das war es. Es gab in diesem Laden kein Schweinefleisch.

Was ist das denn für ein Schlachter, der ohne Karbonaden und Schnitzel auskommt?

Er hob ein wenig den Kopf und sah angestrengt durch die Scheibe, in der sich die Läden der anderen Straßenseite spiegelten, bis er einen kleinen, blassen Mann hinter der Theke erkannte, dessen Gesichtsfarbe, der des toten Lamms, auf das er mit heftigen, gut gezielten Hieben einschlug, verblüffend ähnlich war. Mit feurigem Eifer ließ er sein Hackebeil immer und immer wieder auf die Fleischbrocken hinab sausen.

„Auch der Metzger wird vermutlich ein Türke sein, oder zumindest einer von den Muslimen, die hier, aus einem dieser vielen islamischen Länder, so massenhaft vertreten sind“.

Na prima, dachte Henry, wenn ich eines Tages über die Dörfer fahren muss, um mir eine Karbonade zu kaufen, dann haben sie ja end-

lich geschafft, was sie sich vorgenommen haben. Dann haben sie sich nämlich so ausgebreitet, dass für uns, die sie als Ungläubige bezeichnen, in unseren eigenen Städten kein Platz mehr sein wird.

Er trat zwei Schritte zurück, um die Schrift über dem Geschäft lesen zu können. Dort stand in großen, roten Buchstaben, wenn auch schon ziemlich verwittert, aber dennoch recht gut lesbar: „Fleischerei“.

„Wenn der man überhaupt weiß, was das Wort bedeutet“, fragte er sich, vielleicht nicht einmal zu Unrecht.

Selbst der folgende Bäcker mit Kaffee-Ausschank war allem Anschein nach in ausländischer Hand.

Henry überlegte kurz, ob er trotzdem einkehren sollte, schließlich wollte er ja nur einen Kaffee trinken und nicht lange rumquatschen.

Die jüngsten Ereignisse hatten jedoch zu tiefe Spuren bei ihm hinterlassen, als dass er sich auf ein unnötiges Risiko einlassen wollte. Dafür kannte er sich selbst zu genau. Er könnte

sich nicht ausgerechnet jetzt von Ausländern in ein Gespräch verwickeln lassen, ohne großen Ärger zu bekommen. Letztendlich musste er davon ausgehen, dass es selbst in dieser Straße einen ausländischen Geschäftsinhaber gab, der die deutsche Sprache beherrschte, oder sie doch zumindest verstehen konnte. Da hätte es leicht passieren können, dass Henry im falschen Moment das Richtige sagen würde. Einem unnötigen Risiko aus dem Wege zu gehen, hatte seiner Meinung nach nichts mit Feigheit zu tun, sondern war eher eine Frage der Intelligenz.

Also suchte er hartnäckig weiter nach einem gemütlichen Kaffeestübchen, mit heimatlicher Sprache und Atmosphäre.

Stattdessen „Pizzeria Roma“.

Über die Jahre war das allerdings schon ebenso zum vertrauten Anblick geworden, wie das Chinarestaurant etwa, das ja inzwischen auch zum gewohnten Stadtbild gehört.

Wie, um den Eindruck abzurunden, befand sich nur wenige Meter entfernt ein griechisches Restaurant.

„Das ist ja fast schon langweilig, ein Grieche; die gibt es auch schon mindestens hundert Jahre in Deutschland. Und - braucht die wirklich jemand? In Griechenland, ok, aber hier? “

Ein afrikanischer Hüne füllte nahezu vollständig den Eingang des nächsten Geschäftes aus. Der Laden hinter ihm, war bis unter die Decke, mit einer unüberschaubaren Ansammlung aus afrikanischen Ländern vollgestopft. Durch zwei Fenster waren im hell erleuchteten Geschäft geschnitzte Masken, menschenähnliche Figuren und Tiere, geformt aus verschiedenen Holzarten, Ton und Elfenbein, zu sehen.

Erst einige Meter hinter dem afrikanischen Kunterbunt, gelangte er wieder an einen Händler, der mit nahezu identischen Angeboten seiner vorherigen Konkurrenten, versuchte, die Passanten vom Kauf seiner Ware zu überzeugen.

Mittlerweile gewann Henry den Eindruck, dass sich nahezu jede Abwechslung in diesem Viertel, auf unterschiedliche Nationalitäten der Geschäftsinhaber bezog.

Langsam bekam er den Eindruck, zwischen dem rasanten Absturz seines seelischen Gleichgewichts, und dem, was ihm hier als fremde Kultur präsentiert wurde, bestehe ein unmittelbarer Zusammenhang. Aber auch diese Erkenntnis machte ihn keineswegs glücklicher. Erst wenn er das für ihn Wichtige unter all den Angeboten ausmachen konnte, würde er sich wieder etwas wohler fühlen.

Die mancherorts umjubelte Vielfalt der Nationen konnte ihm gestohlen bleiben; letztendlich suchte er nach seinem eigenen Kulturkreis, einem vertrauten Kreis, in dem er sich wohlfühlen konnte.

„Das war einmal meine Heimat“, brummelte Henry, „Jetzt haben es diese vielen Einwanderer tatsächlich geschafft, meine Heimat, zu ihrer zu machen.“

Nun war es schon so weit, dass es ihn verwirrte, als er plötzlich hinter seinem Rücken Menschen hörte, die er problemlos verstehen konnte. Seit er seine Wohnung verlassen hatte, war es das erste Mal, dass er diesen vertrauten Wortschatz hörte. Dadurch wurde ihm erst richtig bewusst, welchem Irrtum er unterlag, als er glaubte, die Sprache der Dichter und Denker würde ihn sein Leben lang in der Heimat begleiten.

Als er sich spontan und neugierig nach den vertrauten Worten umdrehte, sah er in die, durch ein offenbar beschwerliches Leben geprägten Gesichter, eines außerordentlich betagten Ehepaares.

Die beiden erschrakten sichtlich, als Henry, der noch von den Attacken der kopftuchtragenden Kampfherren gezeichnet war, sich ihnen so jäh und unerwartet zuwendete.

Doch Henry war ein stets durch und durch höflicher Mensch; wenn man es ihm nicht allzu schwer machte. Also grüßte er die beiden so freundlich, wie es ihm seine derzeitige

Verfassung ermöglichte, und murmelte so etwas wie eine Entschuldigung. Diese knappe, aber höfliche Geste, genügte jedenfalls schon, um die Anspannung der beiden wieder ein wenig zu lösen. Als er sah, wie sich die verworrenen Lebenslinien ihrer Gesichter entspannten, traute er sich weiter vor und schilderte ihnen das, zumindest aus seiner Sicht, so dringliche Problem.

„Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie so überfalle, aber ich bin erst vor wenigen Tagen in diese Gegend gezogen und suche verzweifelt nach einer Möglichkeit irgendwo einen Kaffee zu trinken. Bislang habe ich leider nur ausländische Geschäfte gesehen. Nun suche ich aber nach einem deutschen Kaffee, wenn es hier überhaupt so etwas gibt, - oder so etwas in der Art. Ich habe keine Lust mich mit irgendwelchen Fremdsprachen schikanieren zu lassen, nur weil ich einen Becher Kaffee trinken möchte. Könnten Sie mir vielleicht mit einer Auskunft weiterhelfen?“

Da er nicht gleich seine rassistisch angehauchte Visitenkarte abgeben wollte, formulierte Henry seine Frage etwas zurückhaltender, als er es gern getan hätte. Trotzdem wollte er natürlich an sein ersehntes Ziel kommen. Deutsch sollte es also schon sein. Und danach wird man ja wohl noch fragen dürfen, ohne gleich als Nazi angesehen zu werden.

Die etwas klein geratene, alte Dame, die sich bei ihrem, um beinahe zwei Köpfe größeren Gatten eingehakt hatte, erholte sich von Henrys abruptem Auftreten schneller als ihr Mann, zu dem selbst Henry aufschauen musste.

„Hören Sie mal, junger Mann, um hier so etwas zu finden, werden Sie aber weit laufen müssen. Es sei denn, Sie sind mit dem Auto unterwegs?“

Henry blickte zu ihr hinunter und sagte liebenswürdig „Nein, ich bin nicht mit dem Auto unterwegs. Weit laufen möchte ich aber auch nicht“. Er wurde den Eindruck nicht los,

dass auch die beiden Greise froh waren, sich auf Deutsch unterhalten zu können.

„Na ja, da gibt es noch einen Laden“, fuhr die Frau fort, deren Gebiss unangenehm knackende Geräusche machte, „Der gehört zwar einem Italiener, glaube ich, aber soviel ich weiß, gehen da fast nur Deutsche hin – Handwerker und so, meistens zum Frühstück, glaube ich“. Ihr Mann nickte nur zustimmend und war froh, dass er mal einen Moment ohne Aufsicht war, und ließ seine Blicke verträumt über die weiblichen Passanten gleiten, die, was aufgrund seines Alters nicht verwunderlich war, ausnahmslos jung und knusprig auf ihn wirkten.

„Da haben sie recht“, sagte Henry“, das hört sich wirklich verlockend an“.

Nachdem sie ihm den Weg beschrieben hatte, bedankte er sich so freundlich es ihm möglich war und schlug die empfohlene Richtung ein. Sein Verlangen nach einem vernünftigen Kaffee wuchs von Minute zu Minute.

Er hatte den Eindruck, als sei der Tag nun doch noch in erträgliche Bahnen gelenkt worden.

Henry freute sich so sehr auf seinen Kaffee, dass er die zahlreichen ausländischen Läden, an denen er beinahe euphorisch vorbei hastete, schon gar nicht mehr wahrnahm. Zumal er ja weiterhin aufpassen musste, wohin er seine schneller werdenden Schritte setzte. Es war ja nun wirklich nicht notwendig, gleich bei seinem ersten Auftritt im Café, durch Hundedreck unter seinen Schuhen eine Duftmarke zu setzen.

Also musste er den Blick weiterhin hochkonzentriert gesenkt halten, um nicht die sauberen, begehbaren Stellen des Weges zu verfehlen. Henry konnte einfach nicht verstehen, dass es Menschen gibt, die gedankenlos durch diesen Dreck laufen. Wenn sie sich schon keine Sorgen um ihr teuer bezahltes Schuhwerk machen, so sollten sie doch wenigstens über den Geruch nachdenken, den sie mitsamt dem Dreck in die Wohnung schleppen.

Als er dann endlich sein Ziel erreicht hatte, brauchte er schon ein wenig Glück, um nicht gegen einen der Außentische zu rennen.

Henry 2

Aufgrund der bisherigen Erfahrungen, die Henry in seiner neuen Umgebung gemacht hatte, glaubte er nicht mehr an eine ausschließlich deutsche Kundschaft, in diesem, oder irgendeinem anderen der zahlreichen Cafés in dieser Gegend. Und deshalb betrat er den Laden lieber mit der gebotenen Wachsamkeit. Es hätte ja durchaus sein können, dass sich inzwischen eine, oder, Gott bewahre, mehrere der streitbaren Frauen aus seiner Nachbarschaft hier auf ein Tässchen Kaffee eingefunden haben. Warum sollten die nicht zufällig auch gerade hier ihren geliebten türkischen Tee trinken? Bei diesem Gedanken hielt er kurz inne, um dann doch noch über seinen eigenen Gedankenfehler zu stolpern.

„Ne, in meiner Überlegung stimmt etwas nicht. Ich glaube die dürfen ohne ihren Mann nirgends hin gehen. Jedenfalls nicht, ohne von

wenigstens einem männlichen Mitglied der Familie begleitet zu werden – oder so ähnlich.

Das fehlte ja gerade noch, dass mir eine von den streitbaren Hennen über den Weg läuft, und dann wohlmöglich noch mit einem der vielleicht gewalttätigen Muselmanen an ihrer Seite.“

Da er diese Möglichkeit nicht gerade als besonders beruhigend empfand, öffnete er die Tür des Cafés nur mit größter Vorsicht. Er ließ den Blick, schnell durch die leidlich besetzten Reihen fliegen, wobei er die recht bunt gemischte Kundschaft so unauffällig wie möglich taxierte.

Acht oder Neun Gäste, die sich an den drei kleinen und ziemlich schmalen Stehtischen verteilten, unterhielten sich miteinander. Allerdings, wie nicht zu übersehen war, ebenso oberflächlich, wie gelangweilt.

Wie in solchen Momenten üblich, schwebten die leeren Worthülsen für einen kurzen Moment stumm fragend im Raum umher, gerade so lange, wie jeder von ihnen brauchte, um

seinen Kopf kurz in Henrys Richtung zu drehen. Nachdem sie ihn zügig, als nur einen weiteren belanglosen Kerl abgetan hatten, setzten sie ihre inhaltlose Plauderei fort, ohne dass auch nur einer von ihnen, den kleinsten Schimmer gehabt hätte, was mit diesem nichtssagenden Menschen noch über sie hereinbrechen würde.

Henrys Missbehagen löste sich aber schnell in Wohlbefinden auf. Er konnte sein Glück kaum fassen, als er hörte, dass sich diese Menschen tatsächlich, allesamt, in seiner Sprache unterhielten. Niemals hätte er sich vorstellen können, dass ihn eines Tages, eine solche Selbstverständlichkeit, dermaßen in freudige Begeisterung versetzen würde.

Die Beiden hinter der Theke, die sich mit den Bestellungen ihrer Gäste beschäftigten, traten seine Einstellung, was Sauberkeit und Ästhetik betraf, jedoch regelrecht mit Füßen. Wenn es nach Henry ginge, dürften die Beiden nicht einmal mit Lebensmitteln in Berührung kommen. Er wäre ja durchaus bereit ein Auge

zuzudrücken, wenn es nur um deren Eigenversorgung gegangen wäre. Andere Menschen aber, die auch noch ihr schwer verdientes Geld, für das mit Dreck infizierte Futter hinlegen mussten, hätten wahrlich etwas Besseres verdient. So darf man seine Kunden nicht bedienen, das ging entschieden zu weit. Sollten sie sich doch mit ihren dreckigen Fingern die eigenen Mägen ruinieren. Für den Umgang mit Lebensmitteln dürften derartige Schmutzfinken jedenfalls keine Konzession bekommen. Henry würde solche Leute zur Not im Heizungskeller arbeiten lassen, oder im Tiefbau, aber wie wollten die ihn mit Kaffee, Kuchen und frisch belegten Brötchen erfreuen? Immerhin harmonisierten sie in ihrem äußeren Erscheinungsbild nahezu perfekt. Seine langen, schmierigen Haare passten ebenso gut zu seinen schmutzigen Händen, wie ihre schlampige Kleidung zum schmierigen Grinsen.

„Einen Becher Kaffee können die mir ruhig einschenken, das war's dann aber auch schon.“

Alles andere können sie sich meinetwegen in die Haare schmieren, obwohl ich daran zweifle, dass ihre Frisuren noch zusätzliches Fett aufnehmen können“ dachte er und gab seiner langen, fast verzweifelten Suche nach einem Kaffee dann doch nach.

Henry bestellte sich also vorsichtshalber nur sein braunes Gesöff.

Die Dame des Hauses nahm die Bestellung auf und hoffte, es würde heiß genug sein, um ihre dreckigen Daumen aus dem Becher heraus zu halten.

Spontan fiel ihm eine Bekannte ein, die viele Jahre, in einem angesehenen Hamburger Café als Serviererin gearbeitet hatte. Eines Tages erzählte sie von einem simplen Trick, mit dem sie ein wenig Freude in ihren tristen Arbeitstag brachte. Bestellte ein Gast, der ihr aus irgendeinem Grund unsympathisch war, einen Kaffee, so spuckte sie unbemerkt in seine Tasse und servierte dann dem ahnungslos Bedauernswerten, sein mit Heimtücke vergiftetes Getränk.

Obwohl der Gast natürlich nichts davon wusste, tat es ihr doch unglaublich gut. Es gab ihr dem Gast gegenüber, ein köstliches Gefühl der Macht und Überlegenheit. Einzig die Tatsache, dass sie diese Freude mit niemandem teilen durfte, schmälerte den Genuss ein wenig. Denn, solange sie ihren Job behalten wollte, musste sie ihr Vergnügen natürlich für sich behalten.

Henry hätte sich im Moment nicht so recht entscheiden können, welches wohl das kleinere Übel wäre - den Dreck, den sie auf die Brötchen beförderten, noch rechtzeitig, vorm reinbeißen zu entdecken und sich dadurch den Verzehr zu ersparen, oder aber, die Brötchen, im guten Glauben, es sei alles in Ordnung, mitsamt dem Dreck zu verzehren?

Die Gäste am hinteren Tisch, in einer beinahe als gemütlich zu bezeichnenden Ecke, winkten ihm überraschend zu und boten ihm überaus freundlich an, er möge seinen Kaffee doch bei ihnen am Tisch trinken. Noch während er sich unschlüssig für die Einladung bedankte,

rückten sie zusammen, und zwar so weit, dass er genügend Platz für seinen Becher hatte und, wie alle anderen auch, die Unterarme auf dem Tisch unterbringen konnte. Wenn in einem so sparsam bemessenen Steh-Café, wo sowieso schon jeder Tisch mehr oder weniger belegt ist, einem Neuling ein Platz angeboten wird, sollte man schnell zugreifen, oder seinen Kaffee in den eigenen vier Wänden trinken.

Ihrem Äußeren nach, waren die meisten der Gäste wohl tatsächlich Handwerker, so wie die alte Dame ganz richtig vermutet hatte.

Der ziemlich mitgenommene alte Haudegen, der direkt neben Henry stand, war bestimmt schon in den Siebzigern. Trotzdem wollte er sich noch nicht von seiner geliebten Zimmermannshose trennen. Denn, wer nicht arbeitet, wird wahrscheinlich von niemand mehr ernst genommen und sucht nach jeder Form von Anerkennung. Wer keine Arbeitskleidung trägt, zählt entweder zu den Arbeitslosen oder Rentnern. Da beide nicht in den Verdacht ge-

raten möchten, ihr Dasein nur noch als unerträglicher Ballast für die Besitzenden zu fristen, schmücken sie sich mit allem, was irgendwie nach einer bezahlten Beschäftigung aussehen könnte. Ob es nun der Blaumann ist, ein weißes Hemd mit Krawatte unterm Anzug, oder, wie bei dem älteren Herrn, die Zimmermannshose mit dem für jeden gut sichtbaren Zollstock, ist vollkommen egal - es muss nur irgendwie wichtig und nach Arbeit aussehen.

Henry fand seine These durch einen Gast am Nebentisch prompt bestätigt, da offensichtlich niemand aus dieser Runde Interesse an ihm zeigte. Der sah zumindest auf den ersten Blick nicht nach Arbeit aus. Völlig teilnahmslos stand er in der Ecke und lehnte total in sich gekehrt an der Wand, gerade so, als könnte ihn die ganze Welt mal gewaltig am Arsch vorbeigehen.

Wahrscheinlich hat ihm ein guter Grund zu dieser Einstellung verholpen. „Ich tippe auf

ein durchgebranntes Weibsbild“, dachte Henry.

Und dennoch - trotz seiner depressiven Ausstrahlung sprach etwas für ihn – seine adrette äußere Erscheinung zum Beispiel. Seine Kleidung war zwar nichtssagend, aber sehr adrett, ja, geradezu penibel gepflegt. Und noch etwas anderes sprach für ihn, dass er sich nämlich in einem Café aufhielt, anstatt in irgendeiner finsternen Kneipe, oder mit den Alkoholikern am Kiosk rumzuhängen.

Wenn man das aber außer Acht ließ, wirkte er irgendwie leer, unbelebt, wie von Gott und der Welt verlassen.

„Bei dem hat wohl jemand die Festplatte gelöscht“, dachte Henry hinter ihm her, als sich der junge Mann, ohne sich zu verabschieden, scheinbar geistesabwesend aus dem Café trollte.

Die Inhaber riefen noch im Duett, „Bis Morgen, Robert“, aber Robert zeigte keinerlei Reaktion.

Ganz offensichtlich war er den Gästen aber durchaus bekannt, denn einer von ihnen bemerkte, „Der Robert hat sich in letzter Zeit ja ganz böse verändert.“

„Viel gesprochen hatte er ja noch nie“, ergänzte der mit dem Zollstock, „Aber jetzt ist mit dem überhaupt nichts mehr anzufangen“.

„Möglich, dass er irgendwelche Sorgen hat, wenn er nicht darüber redet, kann man ihm auch nicht helfen“.

Damit war das Thema auch schon wieder vom Tisch.

Mit den Sorgen anderer Menschen befasst man sich bekanntlich nicht gern. Jeder hat schließlich selbst genug am Hals. Kollektiven Egoismus nannte Henry die neue Form einer Menschlichkeit, die in seinen Augen nicht mehr als solche bezeichnet werden dürfte. Wer selbst dick und fett ist, äußert sich, wenn überhaupt, nur noch verständnislos und verächtlich über die zahllosen hungernden Menschen, als würden sie aus Faulheit verhungern.

Er kramte in der Jackentasche nach dem vertrauten, kleinen Päckchen, nach dem es ihn seit einiger Zeit, nicht nur am Tag, sondern auch schon in der Nacht verlangte. Beruhigend schlossen sich seine Finger um die Glimmstängel. Nun wollte er endlich wie gewohnt seinen Kaffee trinken und dazu gemütlich eine Zigarette rauchen. Da er aber nirgends einen Aschenbecher sah, fragte er danach.

Kopfschüttelnd erklärte Helga ihm: „Hier darf aus hygienischen Gründen nicht geraucht werden“. Dieser Dreckspatz fügte tatsächlich die lächerliche Begründung an: „Die Brötchen und der Aufschnitt leiden unter dem Qualm, das kann anschließend keiner mehr essen. Nicht nur, dass ich mir die Mühe gemacht hab, die Brötchen so schön zu belegen, das kostet schließlich auch eine Menge Geld“.

In welcher Traumwelt lebt die denn? Eine Frau, die Henry nicht mit der Zunge anfassen würde, wollte ihm etwas von Hygiene erzählen? Na, das ist ja großartig. Die sollte mal

lieber jeden Morgen, nach dem Aufstehen, einen Blick in den Spiegel werfen. Wenn sie dann nicht freiwillig unter die Dusche gehen und ihre Klamotten einer gründlichen Reinigung unterziehen würde, müsste der Laden eben geschlossen bleiben. Das wäre der erste Schritt, um Schmutz und Krankheiten von den Lebensmitteln und somit von ihren Kunden fernzuhalten.

„Nun mal ganz ruhig,“ versuchte Henry zu beschwichtigen, „Ich wollte keinen Streit vom Zaun brechen, ich wollte ja nur rauchen. Vor der Tür darf ich doch wohl“.

„Na klar kannst du da rauchen.“

Ist ja auch egal; Henry wollte rauchen. Also griff er sich seinen Kaffeebecher und ging vor die Tür.

Die Inhaberin schnappte sich ihre Zigaretten, fragte ihr schlampiges Pendant nach einem Feuerzeug und lief mit einem fröhlichen „Warte mal, ich komme mit“ hinter Henry her. Sie stellte sich ihm gegenüber an den

Tisch und nestelte hektisch eine Zigarette aus der Schachtel.

Solange eine handfeste Barriere, wie der massive Tisch, zwischen ihnen stand, war ihre Gegenwart für Henry noch einigermaßen zu ertragen.

Erst als direkt neben ihnen ein vollkommen überfüllter Linienbus hielt, wurde seine Aufmerksamkeit von Helga abgelenkt. Bis dahin hatte er nicht bemerkt, dass sich ihr Laden an einer Haltestelle befand.

Unbewusst taxierte er die Fahrgäste, die endlich an ihrem Ziel angekommen waren und sich erleichtert aus der stickigen Luft des Fahrzeugs befreiten. Es schien fast, als würde ein monströses Tier, das üppige, buntgemischte Volk verschiedenster Kulturen, hinauswürgen.

„Mit diesem chaotischen Durcheinander von Einwanderern, wollen unsere Politiker also meine Heimat, das „Land der Dichter und Denker“, geistig wieder aufpäppeln“, stammelte Henry ungläubig auf die Szene star-

rend, während Helga ihn ansah, als hätte sie ihn nicht recht verstanden.

Er bemerkte ihren fragenden Blick und ergänzte seine Äußerung, um nicht in unnötig schlechtes Licht zu geraten. „Unser Land und unsere Kultur sind also geistig schon so verarmt, dass wir durch diese Menschen dringend eine Wiederbelebung brauchen“.

„Was redest du denn für ein merkwürdig wirres Zeug?“

Henry bedauerte inzwischen den Mund überhaupt geöffnet zu haben, ritt sich aber mit jedem weiteren Wort tiefer rein. „Wenn ich das hier sehe, denke ich, die verantwortlichen Banausen in Politik und Wirtschaft haben sich Anregungen aus der Tierhaltung und Zoos geholt? Da werden ältere Bestände, dann und wann mit frischem Blut, zum Beispiel durch Import von Wildtieren, wieder aufgepäppelt“.

Zwischen zwei tiefen Zügen an ihrer Zigarette stieß Helga kopfschüttelnd den Rauch aus und schnaubte verständnislos, „Ich glaub du hast sie nicht alle“.

Doch Henry hörte sie nicht, denn die schier unglaubliche Vielfalt an Nationalitäten, die sich aus dem öffentlichen Verkehrsmittel ergoss, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Entweder gab es hier keine deutschen Einwohner mehr, oder denen ging es wenigstens noch so gut, dass sie sich ein eigenes Auto leisten konnten. Und wer sein eigenes Auto fahren will, muss dafür arbeiten, der kann sich nicht den ganzen Tag im Café herumtreiben - so wie Henry. Von daher müsste er eigentlich ein zufriedener Mensch sein. Er hatte es nicht mehr nötig, sich den lieben langen Tag mit den Kollegen herumzuschlagen. Zumindest aus seiner Sicht, hatte er bereits genug gearbeitet, um vom Staat versorgt zu sein. Obendrein ist da ja noch seine Frau, die ihm jederzeit zur Seite steht. Wann, wo und wie auch immer, sie ist jeder Zeit für ihn da. Und er brauchte sie ziemlich oft. Warum sie nach all den meist schwierigen Jahren noch zu ihm hielt? Darüber wollte er gar nicht erst nach-

denken. Vermutlich hatten sie schon zu viel gemeinsam erlebt, um einfach so, ohne einen besonderen Anlass, auseinanderzugehen. Vielleicht liebte sie ihn ja auch immer noch, trotz all seiner merkwürdigen Eigenarten. Das schien aber doch eher unwahrscheinlich. Kann eine selbstbewusste Frau überhaupt einen Mann lieben, der permanent alles und jedes besser weiß? Wenn eine Frau nach Meinung ihres Mannes, alles falsch macht, sollte sie ihm dann nicht schnellstens zeigen, dass sie auch etwas richtig machen kann? Und zwar sollte sie sich von ihm verabschieden, um ihre eigenen Wege zu gehen. Oder hatte sie sich inzwischen schon so sehr an den alten Quarkbeutel gewöhnt, dass sie die Trennung weniger ertragen hätte, als seine ewigen Sticheleien?

Henry wollte das alles gar nicht so genau wissen.

Auf seine Art war er ihr ziemlich dankbar, dass sie ihn in dieser grässlichen Welt nicht allein ließ.

Seine mühsam erduldeten Tischnachbarin holte ihn abrupt aus den ebenso wertlosen wie schwermütigen Gedanken.

„Sie müssen hier neu sein“, sagte sie neugierig, „Hab’ Sie hier jedenfalls noch nie gesehen. Kommt ja nicht mehr so oft vor, dass sich ein Deutscher in dieses Viertel verirrt. Wenn er nicht schon hier geboren wurde, bleibt er lieber weg. Ganz im Gegenteil, die, die hier geboren sind, verpieseln sich auch noch so schnell sie können“.

Ohne Punkt und Komma brabbelte sie weiter.

„Wie gefällt es ihnen denn hier bei uns?“

Henry schnappte nach Luft um ihr zu antworten, doch die Zeit war zu knapp, denn sie schien auf irgendeinem anderen Weg einzuatmen. Klarer Vorteil für sie.

„Es gibt vermutlich schönere Plätze auf der Welt“, plapperte sie munter weiter, „aber so schlecht wie viele sagen, ist es hier ja nun auch wieder nicht. Ich war noch nie weg von hier, darum kann ich ja eigentlich auch gar

nicht mitreden. Was man aber so vom Fernsehen und aus den Zeitungen kennt, na ja, ist schon schön auf der Welt. Irgendwie. Aber die schöneren Plätze sind bloß alle so weit weg, und die Menschen die dort geboren wurden, die kommen zu uns, weil sie bei sich Zuhause nichts zu füttern haben“.

Mittlerweile wollte Henry sie am liebsten weiter reden lassen, denn solange sie plapperte, konnte er wenigstens den Mund halten und weiter seinen Gedanken nachgehen. Doch einem derart abwegigen Wunsch wollte sein Gegenüber beim besten Willen nicht nachkommen.

„Hören Sie mir überhaupt zu?“

Mehr mahnend als fragend blickte sie ihn an. Henry war aus ihr noch nicht schlau geworden.

„Ja, natürlich“ sagte er.

„Aber Sie sagen ja gar nichts.“

„Es macht doch keinen Sinn, wenn wir beide gleichzeitig reden. Oder? Ich kann mir kaum vorstellen, dass dann einer den anderen ver-

stehen könnte. Meines Wissens ist es so üblich, dass der eine zuhört, während der andere redet.“

„Sagen Sie mal, sind Sie immer so angefressen?“

„Ich bin durchaus nicht angefressen, sondern äußerst nett und freundlich.“ Natürlich musste Henry noch eine spitze Bemerkung hinterherschicken, „Wenn man mich zu Wort kommen lässt, bemerkt man es auch.“

Henry erkannte sofort eine Gelegenheit um zu testen, ob Nikotin tatsächlich die viel gerühmte, beruhigende Wirkung auf Menschen hat, die eine derart kritische Situation retten kann. Es heißt ja nicht nur, Rauchen beruhigt, sondern verbreitet zudem gute Laune. Er nahm also erst mal einen tiefen Zug und hoffte, ihre aufgestellten Nackenhaare würden sich wieder legen. Zu seinem Glück gesellte sich unterdessen ein weiterer Gast mit seinen Zigaretten zu ihnen. Während sich der Neue einen Glimmstängel aus der Schachtel finger-

te, glaubte die Inhaberin ihn vorsorglich vor Henry warnen zu müssen.

„Mensch Bernd, überlege dir bloß ganz genau, was du jetzt sagen willst, sonst explodiert hier gleich die gute Laune.“

Bei dieser Bemerkung formten sich ihre knallrot bemalten Lippen immerhin schon zu einem passablen Grinsen und machte die Situation ganz erträglich.

„Dieser Mann heißt Henry, und wenn es hier in diesem Stil weiter geht, bestellt sich dieser Mann gleich noch einen Kaffee, damit sich die gute Laune so richtig entfalten kann.“ „Ich bin die Helga und das ist, wie du ja schon gehört hast, unser Bernd. Und die Helga ist jetzt erstmal so lieb und holt dir noch einen Kaffee.“

„Wegen der guten Laune“, rief Bernd ihr nach, bevor sie wieder im Laden verschwunden war. Von Henry wollte er wissen, ob er denn schon vorher in diesem Café war. „Ich hab dich hier nämlich noch nie gesehen.“

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com